

Soziale und kulturelle Rahmenbedingungen für literarische und publizistische Produktion deutschschreibender Frauen um 1900 auf dem Gebiet der heutigen Slowakei¹

Michaela Kováčová

Die deutschsprachige literarische und publizistische Produktion aus dem Gebiet der heutigen Slowakei wurde in der germanistischen Forschung lange Jahre vernachlässigt. Besonders wenig weiß man über die Beteiligung der Frauen am Literaturbetrieb. Dabei gibt es Belege für deutsch geschriebene literarische Texte von Frauenhand bereits im frühen 19. Jahrhundert (Meier 2001: 252). Um die Forschungslücke zu füllen, entstand das Projekt „Vergessene Texte, vergessene Literatur“, das am Lehrstuhl für Germanistik der UPJŠ unter der Leitung von Ingrid Puchalová realisiert wird. Das Ziel des Projektes ist es, die literarische und publizistische Produktion deutschsprachiger Frauen, die dem Gebiet der heutigen Slowakei entstammten, wieder aufzudecken und ihren Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte der Region kritisch zu bewerten. Der Schwerpunkt der ersten Forschungsphase wurde auf den Zeitraum um 1900 gelegt. Angesichts der vielen individuellen Schicksale deutschsprachiger Frauen scheint es sinnvoll, das Augenmerk auf den geschichtlichen sozialen und kulturellen Kontext zu lenken, in dem sie lebten und schufen. Der folgende Beitrag fokussiert deswegen drei Themenbereiche:

- Entwicklung von Ungarn und insbesondere Oberungarn um 1900
- Stellung der Deutschen in Ungarn im gegebenen Zeitraum
- Bürgerliche Frauen, ihre Stellung, Erziehung und Bildung

Bevor auf diese breiten Themenbereiche eingegangen wird, sind fünf eingrenzende Vorbemerkungen zu machen.

1. Die erste betrifft die Epoche, die in der Überschrift vage als „um 1900“ bezeichnet wird. Das Forschungsteam entschloss sich dazu, diesen Zeitraum auf die Jahre 1867-1914 zu begrenzen. Die Entscheidung für diesen Zeitraum fiel aus folgenden Gründen: 1867 fand der österreichisch-ungarische Ausgleich statt, womit Ungarn begann, auch im Hinblick auf Nationalitäten und die Eingliederung der Frauen, ein neues Kapitel seiner Geschichte zu schreiben. So wurde 1868 das Nationalitätengesetz erlassen, 1868 das Schulgesetz Nr. 38, das die allgemeine Schulpflicht auch für Mädchen verordnete. Das Jahr 1914 wurde aus zwei Gründen als Meilenstein gewählt: wegen des wichtigen Geschichtseinschnitts – Ausbruchs des 1. Weltkrieges –, nach dessen Ende das einheitliche Ungarn zerfiel und die politische Orientierung der ČSR grundlegend anders war. Der andere Grund sind die Lebensdaten der Schriftstellerinnen, deren Mehrheit gerade in diese Zeitspanne fällt.

2. Zweitens muss offengelegt werden, dass der Fokus auf die städtische Mittelschicht gelegt wird. Diese Blickverengung hängt mit der sozialen Zugehörigkeit der Autorinnen zusammen. Die biographischen Daten von sieben der acht zu dieser Epoche gehörenden Verfasserinnen geben dafür ein Indiz. Emma Seltenreich war Erzieherin, Margarethe Ehlers und Karoline Schmid-Fasser waren Lehrerinnen, Inez Kinzler sogar Direktorin einer Mädchenbürgerschule. Ehlers war darüber hinaus die Ehefrau eines Lehrers ebenso wie Therese Schröer, die mit einem Schulrat am evangelischen Lyzeum in Preßburg/Bratislava verheiratet war. Elsa Graulich

¹ Die vorliegende Studie entstand im Rahmen des VEGA-Projekts „Zabudnuté texty, zabudnutá literatúra“/ „Vergessene Texte, vergessene Literatur“.

stammte mütterlicherseits aus einer Professorenfamilie und arbeitete eine Zeit lang als Journalistin. Ausschließlich literarischer Produktion konnte sich Bertha Katscher widmen, die einer Kaufmannsfamilie aus Trentschin/Trenčín entstammte und später ihren Vetter, ebenso einen erfolgreichen Schriftsteller, Leopold Katscher, heiratete.

3. Drittens ist der lokale Schwerpunkt der Untersuchung festzulegen. Richtungsgebend dafür ist die lokale Verbundenheit der Autorinnen mit bestimmten Regionen der heutigen Slowakei sowie der Zugänglichkeit der Quellen. Aus den biographischen Daten der Autorinnen wissen wir Folgendes: Jeweils drei Autorinnen stammten oder hatten ihren Lebensmittelpunkt in den Komitaten Zips/Spišská župa (Margarethe Ehlers, Inez Kinzler und Emma Seltenreich) und Preßburg/Bratislavská župa (Elsa Graulich, Karoline Schmid-Fasser und Therese Schröer) zwei weitere wurden geboren im Komitat Trentschin/Trenčianska župa (Bertha Katscher) und Abaujwar-Tornau/Abovsko-Turnianska župa (Cäcilie Jakobs). Die beste Quellenlage zur Sozialgeschichte von Deutschsprachigen gibt es für die Komitate Zips/Spiš und Preßburg/Bratislava, dementsprechend richtet sich der lokale Schwerpunkt der vorliegenden Studie auf diese zwei Regionen.

4. Die vierte Bemerkung betrifft die Verwendung der Kollektivbezeichnung „Deutsche“ bzw. „ungarländisches Deutschtum“ oder „Deutsche in Oberungarn“, die nicht im Sinne einer Nation zu verstehen ist, sondern sich auf Deutschsprachige bezieht. Die zwei Millionen Deutschen (vgl. Gottas 1980: 344), die vor dem ersten Weltkrieg in Ungarn lebten, waren nämlich keine einheitliche Gruppe. Sie lebten zerstreut in verschiedenen Regionen Ungarns (Zips, Westungarn, darunter das Gebiet um Preßburg, Hauerland, Siebenbürgen, Batschka, Schwäbische Türkei, Slawonien) und unterschieden sich sowohl ethnisch, konfessionell, sprachlich, soziokulturell als auch in ihrer politischen Orientierung. Aufgrund dieser Differenzen befanden sie sich noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – im Unterschied zu anderen Nationalitäten Ungarns – in einem protonationalen Stadium. Überdies war im verfolgten Zeitraum ein massenhafter völkischer Übergang des deutschen Bürgertums zum Magyarentum zu beobachten, sodass viele patriotisch gesinnte Deutsche „magyarisch“ als ihre Nationalität angaben. Ungarndeutsche waren sehr oft mehrsprachig. Dies trifft auch auf einige untersuchten Autorinnen zu; so schrieb Emma Seltenreich sowohl deutsch als auch ungarisch, Bertha Katscher übersetzte aus dem Ungarischen, lebte in Budapest und gebrauchte u.a. das Pseudonym Ludwig Ungar (vgl. Rudolf – Ulreich 1988: 153, 306). Trotz aller Heterogenität der Ungarndeutschen ist jedoch aus kommunikationspragmatischen Gründen eine Gesamtbezeichnung notwendig. In dieser Studie bezieht sich der Begriff „Deutsche“ sowohl auf Ungarndeutsche, die sich in Belangen nationaler „Erweckung“ engagierten, als auch auf das teilassimilierte Bürgertum deutscher Herkunft und deutschsprachige Juden.

5. Die fünfte und letzte Bemerkung bezieht sich auf die Unterscheidung der Begriffe „ungarisch“ und „magyarisch“. Im Gegensatz zum Allgemeindeutschen, das nur den Begriff "ungarisch" kennt, wird in dieser Studie zwischen „ungarisch“ – sich auf die Länder der ungarischen Krone, auf die Gesamtbevölkerung dieser Gebiete beziehend - und "magyarisch" – bezogen auf das ethnisch Magyarische - unterschieden.

1. Oberungarn um 1900

Im meistzitierten Essay slowakischer Historiographie beschreibt Lubomír Lipták das Gebiet der heutigen Slowakei um 1900 als einen Übergangsraum. Es „blieb deutlich hinter entwickelten Ländern West- und Mitteleuropas zurück, gehörte aber bei weitem nicht zu den unterentwickeltesten europäischen Regionen. Während Böhmen im gewissen Sinne das östlichste Vorfeld westlicher kapitalistischer Gesellschaft darstellte, allerdings eine Stufe niedriger stand, schien die Slowakei ein vorgeschobener Wachturm des Westens in dem ärmeren Teil

Europas zu sein, obwohl sie nur ein wenig in ihrer Entwicklung höher stand als die ärmsten europäischen Regionen“ (Lipták 1998: 15).

Das damalige Ungarn, das nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich auch Transleithanien genannt wurde, war zwar weiterhin ein Bestandteil der konstitutiven Habsburgermonarchie, allerdings verbanden es mit der anderen Reichshälfte, Cisleithanien, nur die Person des Herrschers und drei Ministerien: das Außen-, Finanz- und Kriegsministerium. Andere Bereiche wurden durch selbstständige Regierungen und Parlamente in Budapest bzw. Wien geleitet. Die ungarischen Kronländer befanden sich in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. im Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft und vom Agrar- zum Industrie-agrarstaat. Aus heutiger Sicht wiesen sie Merkmale auf, die man heute aus Entwicklungsländern kennt: Dominanz des Primärsektors, Disparität zwischen Zentrum und Peripherie, unzureichende Infrastruktur, hohe Binnenmigration sowie grenzüberschreitende Migration, Kluft zwischen einer dünnen, jedoch sehr reichen Oberschicht und einer breiten Unterschicht, Ausgrenzung der meisten Menschen – inklusive Frauen – aus dem politischen Leben sowie eingeschränkte soziale Mobilität für Angehörige nichtmagyarischer Völker und Frauen, unzureichende Bildung, eine hohe Analphabeten-Quote.

Die Dominanz des Primärsektors versuchte die Regierung durch großzügige Industrialisierungsmaßnahmen abzubauen. 1874 wurden Zünfte aufgehoben und somit Tür und Tor für moderne industriellen Produktionsweisen geöffnet. 1881, 1890 und 1907 wurden drei sog. Industrieförderungsgesetze verabschiedet, in denen die Rahmenbedingungen und Maßnahmen für die staatliche Förderung der Industrialisierung festgelegt wurden. Die staatliche Förderung umfasste die Gewährleistung von Grundstücken zum Bau neuer Fabriken, 15-jährige Steuerbefreiungen, finanzielle Subventionen für den Einkauf moderner technischer Ausstattung u.Ä. Ungefähr ein Drittel der staatlichen Förderung landete auf dem Gebiet der heutigen Slowakei (vgl. Škvarna 1997). Gefördert wurden v.a. die Lebensmittelindustrie (Entstehung zahlreicher Brennereien) und die Textilindustrie (Textilfabriken in Sillein/Žilina, Rejetz/Rajec, Tschadsa/Čadca, Trentschin/Trenčín, Rosenberg/Ružomberok und Preßburg/Bratislava). Im Zuge der Industrialisierungswelle entstanden auch neue Hütten und Maschinenbauunternehmen (Preßburg/Bratislava, Krombach/Krompachy, Altsohl/Zvolen, Podbrezová, Prakendorf/Prakovce, Lizenz/Lučenec, Pleßberg/Plešivec, Tyrnau/Trnava, Kaschau/Košice, Großsteffelsdorf/ Rimavská Sobota, Sered'). In der dicht bewaldeten Region Liptau/Liptov wuchsen in Rosenberg/Ružomberok einige Zellstofffabriken. Neuere Industriebranchen wie die chemische, elektrotechnische und optische Industrie sowie die Waffenherstellung entwickelten sich besonders in Preßburg/Bratislava (Raffinerie Apollo, Gummiwerk Matador, Siemens, Fabrik des Dynamitherstellers Nobel, Waffenfabrik im Stadtteil Patrónka).

Wie aus diesem Überblick ersichtlich ist, erlebte Preßburg/Bratislava einen wirtschaftlichen Schub. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war es nach Budapest die am zweitstärksten industrialisierte Stadt des Königreichs Ungarn. Die Aufhebung der Zünfte bedeutete eine wirtschaftliche Erschütterung für die deutsche Handwerkerschicht, die aus ihrer führenden Stellung verdrängt wurde, jedoch teilweise in neuen Unternehmen aufgehoben werden konnte. Der Verfall des Handwerks betraf besonders alte Zipser königliche Städte, die diesen Verlust nicht nachholten. Die Kapitalarmut bedingte auch die Stagnation des Bergbaus in der unteren Zips (vgl. Gottas 1980: 363). Dem Niedergang wichtiger alter städtischer Zentren stand der Aufschwung von Zipser Neudorf/Spišská Nová Ves oder Krombach/Krompachy entgegen.

Trotz einer Reihe von Firmengründungen gab es eine starke Disparität zwischen dem Zentrum und der Peripherie. Die neugegründeten Werke in Oberungarn produzierten nämlich nicht selten nur Halbfabrikate, die dann zur weiteren Verarbeitung ins damalige erstrangige Industriezentrum, Budapest, geliefert wurden. So stammten 53,7 % der Papierproduktion aus der gegenwärtigen Slowakei, im Gegensatz dazu gab es aber auf diesem Gebiet nur 1,4 % der polygraphischen Industrie. Eine ähnliche Situation existierte in der Textilindustrie. Während in

Oberungarn 33,7 % der Textilbetriebe arbeiteten, standen dort nur 5,8 % Konfektionsschneidereien. Eine weitere Parallele ergab sich in der Schwerindustrie. Auf dem Gebiet der heutigen Slowakei wurden mehr als 26,9 % Eisen ausgeschmolzen, aber das Land beteiligte sich nur mit 4,1 % an der Maschinenbauindustrie (vgl. Lipták 1998: 17, Škvarna 1997: 223).

Die unzureichende Infrastruktur versuchte man durch den Bau von Eisenbahnstrecken zu beseitigen. 1872 wurden die Eisenbahnstrecken Kaschau/Košice – Sillein/Žilina und Ruttek/Vrútky – Altsohl/Zvolen – Budapest in Betrieb genommen.

Das Tempo der Industrialisierung war allerdings wesentlich langsamer als im westlichen Teil der Habsburgermonarchie und hinkte auch der demographischen Entwicklung hinterher. Besonders in den nordöstlichen Gebieten Transleithaniens war die Situation kritisch. Es fehlte an Industrie und die landwirtschaftliche Produktion der Kleinbauern war so rückständig, dass nach wiederholten Missernten viele den Notstand durch Saisonarbeiten in anderen ungarischen Komitaten lösten oder den Weg ins Ausland suchten und auswanderten.

Nicht nur wirtschaftlich erlebte Ungarn eine Umwälzung. Die ganze Gesellschaft befand sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Transformationsphase vom Feudalismus zum Kapitalismus. Der Entwicklung einer modernen bürgerlichen Gesellschaft standen jedoch Überbleibsel der Standesgesellschaft im Wege. Die feudalen Privilegien wurden 1848 zwar abgeschafft, dennoch beeinflussten einige hundert aristokratische Familien und der verarmte Kleinadel, insgesamt ca. 5 % der Bevölkerung, das politische und wirtschaftliche Leben des Staates wesentlich. Diese 5 % der Bevölkerung waren untereinander stark vernetzt. Ihr Netz war für Außerstehende kaum durchlässig,² was die soziale Mobilität stark verhinderte und die soziale Schichtung zementierte.

Das Wahlrecht und die Regelung über die Zusammensetzung des Parlaments begünstigten die Exklusion der Mehrheit am politischen Geschehen. Das ungarische Wahlrecht war eines der restriktivsten in ganz Europa. Das universelle Wahlrecht genossen wegen der Besitzqualifikation und Aussonderung der Frauen nur etwa 6 % der Landesbevölkerung (vgl. Johnston 2006: 338). Überdies wurde die zweite Hälfte des Parlaments von den sog. „Virilisten“, den reichsten Latifundisten, Großindustriellen und Bankiers besetzt.

Die Durchsetzung der Idee eines einheitlichen unverbrüchlichen ungarischen Volkes war eine weitere Bremse sozialer Mobilität und Ursache für den Ausschluss der Mehrheit der Bevölkerung von der Teilhabe am Leben als Vollbürger. Das von József Eötvös konzipierte und 1868 verabschiedete Nationalitätengesetz kodifizierte die Idee der einheitlichen politischen ungarischen Staatsnation, die mit Magyaren gleichzusetzen war und degradierte andere in Ungarn lebende Nationen auf ethnische Gruppen, denen das Recht auf politische Existenz aberkannt wurde. Ein magerer Ersatz für Angehörige nichtmagyarischer Völker war die liberale Auffassung des Gesetzes: „jeder Bürger der Heimat ... genießt dieselben Rechte dessen ungeachtet, welcher ethnischen Gruppe er angehört“ (Kontler 2001: 258). Somit wurden die Bürgerrechte über die Nationalitätenrechte erhoben. Den Nichtmagyaren wurden einige sprachliche Zugeständnisse gemacht. So erlaubte das Gesetz den Gebrauch der Muttersprache in der niederen Verwaltung, vor Gerichten, in Volks- und Mittelschulen sowie im kirchlichen Leben. Den Nationalitäten wurde es ermöglicht, eigene wirtschaftliche und kulturelle Vereine sowie Bildungs-

² Der ungarische Adel zeichnete sich durch Endogamie aus, d.h. ihre Angehörigen sollten auch nach der Heirat innerhalb ihres Standes bleiben. Sie unterhielten rege Beziehungen aus materiellen Gründen, aber sie verstanden es auch als ihre moralische Pflicht. Die materiellen Gründe waren mit dem Feudalerbrecht verbunden. Danach konnte auch der entfernteste Verwandte das Feudalgut erben, ansonsten fiel es an den prinzipiellen Erstverleiher, den König, zurück. Wie bereits erwähnt sahen es Adelige auch als ihre moralische Pflicht an, auch weite Verwandte in ihren Bestrebungen zu unterstützen. Sie verhalfen einander zu Würden, Ämtern und sonstigen Vorteilen. (vgl. Kósa 1998: 27ff). Darüber hinaus verfügte der Hochadel noch aus dem Mittelalter über das meiste Bodenkapital, das sich gut in Startkapital für Unternehmen verwandeln ließ.

vereine und Schulen zu gründen, in denen in beliebiger Sprache unterrichtet werden konnte. Das Gesetz enthielt auch die Forderung der staatlichen Unterstützung für den muttersprachlichen Unterricht an Volks- und Mittelschulen und die Einstellung von Nichtmagyaren im staatlichen Dienst (vgl. Kontler 2001: 258). In der Wirklichkeit gab es bei der Bewilligung von nichtmagyarischen Vereinen oft Verzögerungen, hingegen wurden magyarisierende Vereine, v.a. FEMKE³, stark gefördert, Beamte nichtmagyarischer Abstammung wurden in rein magyarische Komitate versetzt, und eine ganze Reihe von Schulgesetzen seit den 70-er Jahren beschneit den muttersprachlichen Unterricht an Schulen. Die Ablehnung der kollektiven kulturellen Interessen von Minderheiten erfolgte mit dem Hinweis auf die Garantien individueller Rechte und allgemeiner Rechtssicherheit.

Die größte Schwäche des Nationalitätengesetzes bestand darin, dass es weder Garantien noch Sanktionen für seine Verletzung enthielt.

Um die Herausforderung der Multiethnizität zu bewältigen und einen modernen zentralistischen Staat aufzubauen, kam es seit der Herrschaftszeit von Ministerpräsident Kálmán Tisza (1875) zu einer immer stärkeren Magyarisierung. Infolgedessen konnten Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts nur assimilierte Angehörige nichtmagyarischer Nationalitäten eine Beamtenlaufbahn antreten und zentrale Stellen in der Wirtschaft besetzen. Die Magyarisierung wurde durch eine ganze Reihe von Gesetzen und Regierungsverordnungen, die den Gebrauch der Staatssprache regulierten, in vielen Lebensbereichen erzwungen. An dieser Stelle kann man folgende aufzählen: Ausbildung (Volks- und Mittelschulgesetz, Verordnung über Lehrerdiplom, Förderung von Schulen durch den Staat), Erziehung (Kinderbetreuung in Anstalten und Heimen), persönliche Identität (Namensänderung, Führung von Matrikeln), Berufswahl und Berufsleben (Anstellung im Staatsdienst, Anstellungsbedingungen für Pfarrer und Diakone), Orientierung in öffentlichen Raum (Straßenverkehrsschilder, Ortsnamen, Hinweistafeln, Geschäfts- und Firmenbezeichnungen), Politik und Verwaltung (Parlament und Behörden) und sogar die letzte Ruhestatt (Grabinschriften) (vgl. Brosz 1994: 24).

Andererseits soll nicht unerwähnt bleiben, dass das deutsche Bürgertum, besonders die „Zipser Sachsen“, assimilationsfreudig waren, um so nach dem Verfall des Handwerks eine neue Existenzgrundlage zu finden und ihre Stellung als Mittelschicht zu erhalten.

Die Umwandlung von Ungarn zu einem modernen Staat mündete auch in eine Bildungsreform, deren erstes Ziel die Verbreitung der Schriftkundigkeit war. Die Mehrheit der Bevölkerung konnte noch Ende des 19. Jahrhunderts weder lesen noch schreiben. Diesen Missstand sollte die Einführung der allgemeinen Schulpflicht durch das Schulgesetz Nr. 38 beseitigen.⁴ Die Schulpflicht bezog sich auf Kinder vom 6. bis zum 12. Lebensjahr, wobei die Mädchen und die Jungen vorerst zusammen in Volksschulen gebildet wurden.⁵ Jede Gemeinde mit mehr als 30 schulpflichtigen Kindern sollte eine Schule einrichten. Diese Anordnung machte die Schulbildung auch für breite Massen armer Bevölkerungsschichten leichter zugänglich. Folglich gelang es, den Analphabetismus bei den Frauen, der 1869 79 % betrug, auf 53,3 % in 1890 und 1910 auf 31,3 % zu reduzieren (vgl. Kontler 2001: 261, Pražák 2010: 231). Schaut man sich den Anteil der eingeschulten Kinder nach einzelnen Nationalitäten an, so waren es die Deutschen, v.a. in Siebenbürgen, die am meisten darauf achteten, dass ihre Kinder zumindest eine Grundausbildung bekamen (vgl. Gottas 1980: 379; Schubert 1976: 286). Ausgebaut wurde aber nicht nur das Volksschulnetz (von 13.788 im Jahr 1869 auf 16.805 1890), rasch wuchs auch die An-

³ FEMKE – Felvidéki Magyar Közművelődési Egyesület, der Oberungarische magyarische Bildungsverein.

⁴ Die Bemühungen eine allgemeine Schulpflicht in der Habsburgermonarchie einzuführen gehen bekanntlich auf Ratio educationis von Maria Theresia (1777) zurück. Allerdings erst das Schulgesetz Nr. 38 v.J. 1868 erzwang die Schulpflicht mit Geld- und Gefängnisstrafen.

⁵ Das ungarische Schulsystem war sonst nicht koedukativ. Eine höhere Bildung erhielten Mädchen und Jungen an unterschiedlichen Schulen mit verschiedenen Curricula.

zahl der Bürgerschulen, die etwa der heutigen Sekundarstufe I entsprachen. Realschulen und Gymnasien wurden hingegen seltener neugegründet (vgl. Pražák 2010: 261-262). Ein weiterer Schritt zur Erhöhung des Bildungsniveaus (und der Kontrolle nicht-magyarischer Nationalitäten) war die Säkularisierung des Schulwesens. Obwohl die meisten Schulen weiterhin von den Kirchen getragen wurden, unterlagen sie auch einer staatlichen Aufsicht (vgl. Schubert 1976: 287). Die Säkularisierung schritt voran und betraf in den 1890-er Jahren weitere Lebensbereiche. Obligatorisch wurden die Zivilehe und staatliche Martikeln.

Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Modernisierungsmaßnahmen bewirkten den Aufschwung des Vereinswesens. Die Gründung neuer Unternehmen in den Städten führte zu einem erheblichen Zuzug dörflicher Einwohner, deren traditionelle soziale Verbindungen mit der ursprünglichen Sozietät sich nach dem Umzug abschwächten. Der Ortswechsel brachte Gefühle der Unsicherheit, Entwurzelung und Einsamkeit mit sich. Vereine stellten einen Ausweg aus der sozialen Isolation. Diese Tatsache und eine unterentwickelte Sozialpolitik des Staates erklären, warum die meisten Vereine in den 90-er Jahren des 19. Jahrhunderts Selbsthilfevereine waren (vgl. Dudeková 1998: 26).

Für das Bildungsbürgertum bedeutete die Gründung von Vereinen hingegen eine gewisse Fortsetzung der aufklärerischen Tradition von privaten bürgerlichen Begegnungsstätten, wo man gemeinsam musizierte und sich v.a. mit Literatur, Philosophie und Kunst auseinandersetzte. Ihren zweiten Höhepunkt erreichten private Lese-, Bildungs- und Musikkreise in der Zeit des Biedermeier, als man unter politischem Druck ins Private flüchtete. In den folgenden Jahrzehnten wurden einige dieser privaten „Kulturinseln“ institutionalisiert. Eine staatliche Kulturförderung gab es damals kaum, die Vereine waren die Träger des gesamten gesellschaftlichen und kulturellen Lebens in den Städten. Theatervorstellungen, Konzerte, Bälle, literarische Begegnungen, Sportveranstaltungen, Wettbewerbe und Sportplätze, öffentliche Grünanlagen – das alles wurde von Vereinen organisiert und gepflegt. Eine verbesserte Infrastruktur, gepflasterte Straßen, Straßenbeleuchtung, Räumlichkeiten in neuen Gebäuden, die speziell für das Kultur- und Gesellschaftsleben erbaut wurden, wie Kasinos, Theater, Redouten u.Ä. erleichterten die Tätigkeit der Vereine. Lokale und regionale Zeitungen halfen die Tätigkeit der Vereine zu propagieren. Neben der Kultur waren die Vereine auch im sozialen Bereich aktiv. Wohltätigkeitsvereine übernahmen die Armenfürsorge und boten den bürgerlichen Frauen zugleich die Gelegenheit, sich öffentlich standesgemäß zu engagieren. Zu den Formen bürgerlicher Vereine zählten Selbstbildungsvereine, Kulturvereine und Wohltätigkeitsvereine. In Preßburg wirkten in den 90-er Jahren des 19. Jahrhunderts 81 Vereine (vgl. Dudeková 1998: 26), in Leutschau um 1900 mit ungefähr 7.000 Einwohner etwa 40 (vgl. Chalupecký 2005: 95ff).

Wie aus diesem Überblick folgt, nahm Ungarn Ende des 19. Jahrhunderts den steilen Weg einer raschen Modernisierung, die eine Erschütterung der bisherigen Verhältnisse bedeutete. Wie das Deutschtum in den oberungarischen Komitaten auf diese Veränderungen reagierte, wird im nächsten Abschnitt geklärt.

2. Deutsche und deutsche Kultur in Oberungarn

Deutsche Siedler kamen bereits im 12. Jahrhundert in das Gebiet der heutigen Slowakei. Die Übersiedlung in den Osten intensivierte sich nach dem Tatareneinfall 1241 und setzte sich in vier Migrationswellen bis zum 19. Jh. fort (vgl. Ďurkovská 2007).⁶ Um 1900 nahm die deutsche

⁶ In der ersten Migrationswelle, die den Zeitraum von 1242–1500 umfasst, wurden die Zips, die oberungarischen Bergbaustädte (Hauerland) und einige Orte in der Umgebung von Preßburg/Bratislava und Tyrnau/Trnava besiedelt. Mit der Besiedlung durch die deutschen Gäste verfolgten die ungarischen Könige v.a. wirtschaftliche Ziele. Deutsche Fachkräfte sollten zum Wiederaufbau nach dem Tatarenein-

Nationalität mit rund 2 Mio. unter den Völkern Transleithaniens zahlenmäßig den dritten Platz nach Magyaren und Rumänen (vgl. Gottas 1980: 344) ein. In Oberungarn lebten ungefähr 150.000 Nachkommen deutscher Siedler (vgl. Weber 1919 zit. nach Kováč 1991: 14). Im Unterschied zu anderen Völkern Ungarns, die bereits im 19. Jh. einen Nationalisierungsprozess durchmachten, blieben die Deutschen eine heterogene Gruppe ohne gemeinsame soziale Identität. Diesem Zustand lagen mehrere Ursachen zugrunde (vgl. Kováč 1991: 15ff., Mannová 2009: 372ff.):

1. Die deutsche Bevölkerung in Oberungarn bildete keinen einheitlichen zusammenhängenden Sprachraum, sondern siedelte geographisch zerstreut. Deutsche Siedlungsgebiete in Oberungarn befanden sich in den Komitaten Preßburg/Bratislava, Bars/Tekov, Neutra/Nitra und Turz/Turiec (Region Hauerland) und Zips/Spiš. Daneben bildeten Deutsche einen Bestandteil der Stadtbevölkerung in Kaschau/Košice, Eperjes/Prešov, Bartfeld/Bardejov, Sillein/Žilina, Neusohl/Banská Bystrica, Schemnitz/Banská Štiavnica u.a.

2. Die deutschen Siedler kamen aus unterschiedlichen deutschsprachigen Regionen. Linguistisch sind Gruppen aus Österreich, Flamen und Schlesien, dem Rheinland, Ostmitteldeutschland (Thüringen, Hessen, Sachsen), Mittelfranken und vereinzelt auch aus Bayern bewiesen (vgl. Piirainen 1995). Weitere schriftliche Quellen verweisen auf Kolonisten aus dem Elsass, Schwaben und Galizien (vgl. Ďurková 2007). Die Dialekte der einzelnen deutschen Sprachgruppen entwickelten sich auch auf dem Gebiet der Slowakei abgeschottet weiter und wurden sogar zu literarischen Sprachen erhoben. Diese sprachliche und ethnische Vielfalt trug zur Bildung von Sprachinseln bei und erschwerte folglich die Herausbildung eines Zusammengehörigkeitsgefühls.

3. Auch die schwache Kommunikation zwischen den Siedlern der unterschiedlichen Einzugswellen hemmte den Zusammenhalt.

4. Ein weiteres Hindernis war die konfessionelle Spaltung. Während die Zipser überwiegend protestantisch waren, bekannte sich die deutsche Bevölkerung um Preßburg/Bratislava zum Katholizismus.

5. Die religiösen Unterschiede wirkten sich auf die differente politische und kulturelle Orientierung aus. Während Preßburg/Bratislava politisch und kulturell eher zu Wien inklinierte, fühlten sich die protestantischen Zipser eher von Buda/Ofen angezogen. Diese Inkliniation war im kollektiven Gedächtnis der Zipser tief verwurzelt. Eine strenge Rekatholisierung machte nämlich die Zipser Protestanten zu Verbündeten des ungarischen Adels in antihabsburgischen Aufständen. Folglich erlebten die Zipser aber auch eine Niederlage der Aufstände und ihre Be-

fall beitragen und durch innovative Technologien auch weiterhin Blüte von Handwerk und Bergbau sichern.

Die zweite Migrationswelle im 16.–17. Jh. hängt mit der Gegenreformation zusammen. Ein Teil der deutschsprachigen Protestanten entschloss sich damals nach Ungarn zu flüchten, wo hinsichtlich der Religionsausübung liberalere Verhältnisse herrschten. Es kamen v.a. Täufer, die sich in der Umgebung von Preßburg/Bratislava (Sobotischt/Sobotište und Großschützen/Veľké Leváre) sowie auf der Großen Schüttinsel/Žitný ostrov niederließen.

Die dritte Migrationswelle im 18.Jh. ist in ihrem Hintergrund der ersten ähnlich. Auch da geht es um Wiederaufbau – diesmal aber der von Türken verwüsteten Gebiete. Die deutsche Ansiedlung wurde von Joseph II. unterstützt, der sich dadurch den wirtschaftlichen Aufschwung unterentwickelter Regionen versprach. Im Zuge dieser Migrationswelle kamen einige Familien in die Zips, die sich auf Flachsabbau und Weberei sowie auf Viehzucht spezialisierten. In der heutigen Westslowakei wurden Deutsche in der Gemeinde Diosek/Sládkovičovo angesiedelt.

Die letzte, vierte Welle erfolgte im 19. Jh. einhergehend mit der Industrialisierung. Man rief deutsche Facharbeiter in die neugegründeten Fabriken in Preßburg/Bratislava, Kesmark/Kežmarok, ins Hüttenwerk in Krombach/Kropachy oder in die Gießerei in Podbrezová. Die letzten Gruppen Deutscher kamen 1899 und errichteten die Siedlungen Michalok und Merník unweit von Vronau an der Töpl/Vranov nad Topľou (vgl. Ďurková 2007)

strafung durch die Kaiserlichen. Das deutsch-magyarische Bündnis in der Zips vertiefte sich weiter in der Revolution 1848/49, als die Zipser Nationalgarde an der Seite magyarischer Aufständischer gegen den Wiener Zentralismus kämpfte.

6. Diese unterschiedliche geschichtliche Entwicklung in den Regionen sowie die geografische Streuung und die Zugehörigkeit zu verschiedenen Migrationswellen hatten zur Folge, dass das Deutschtum in Oberungarn nicht über ein gemeinsames kollektives Gedächtnis verfügte.

7. Die Kluft zwischen dem deutschen Bürgertum in den Städten und der deutschen Bauernschaft in den Dörfern verkomplizierte die angestrebte Herausbildung einer nationalen Bewusstwerdung.

Die Deutschen in Oberungarn hoben ihr Deutschtum und die Verbindung zu Deutschland im 19. Jh. also nicht besonders hervor. Vielmehr identifizierten sie sich mit ihrer Heimat und bezeichneten sich selbst gern als „Ungarn deutscher Abstammung“ oder als „Preschburger“, „Zepser“ oder „Hauerländer“ und brachten so ihren Lokalpatriotismus zum Ausdruck.

In dem Selbstbild, das die Ungarndeutschen in den Zeitungen skizzierten, dominieren zwei Merkmale: Kosmopolitismus und Vermittlungsfunktion. Der Kosmopolitismus der Deutschen wurde in den eigenen Reihen ambivalent bewertet. Einerseits wurde der Mut in fremde Länder auszuwandern und sich dort eine neue Heimat aufzubauen gepriesen, andererseits wurden eine zu starke Anpassung an fremde Nachbarn und die damit zusammenhängende Verstümmelung der Sprache v.a. von den aus dem Mutterland kommenden Journalisten wie Erasmus Schwab kritisiert. Die Vermittlungsfunktion bezog sich auf die „zivilisatorische“ Leistung deutscher Gäste – ihre Verdienste in der Städteentwicklung und im Handwerk. Dabei wurde aber stets das friedliche Zusammenleben mit Ungarn betont (vgl. Mannová 2009: 384 ff.).

Das Fremdbild der Deutschen bei der dominanten Nation unterschied sich stark vom Fremdbild anderer Nationalitäten. Aus den oben beschriebenen Gründen haben die Magyaren in ihrer historischen Erfahrung die in Ungarn lebenden Deutschen nie als eine geschlossene Gruppe erfahren. Darüber hinaus hatte die deutsche Bevölkerung eine besondere Beziehung zur Krone, ihrem jahrhundertlangen Beschützer. Aus diesen zwei Gründen kamen Deutsche weniger als andere Nationalitäten für eine oppositionelle Rolle in Frage. Diese Einstellung resultierte in der weitverbreiteten Gewohnheit der Deutschen, den Minderheitsstatus gar nicht zu billigen. Allerdings waren sie von den Magyarisierungsmaßnahmen genauso betroffen wie die anderen Nationalitäten (vgl. Schnödl 1995: 358).

Fokussiert man die sozioökonomischen Daten der Ungarndeutschen, dann hatte die deutsche Bevölkerung den geringsten Anteil an den in der Landwirtschaft Beteiligten. Hingegen entfällt mehr als ein Viertel auf Handwerk und Industrie. In Bergbau und Hüttenwesen, Industrie, Handel, Kreditwesen, bei den Tagelöhnern und beim Militär waren Deutsche prozentual stärker vertreten als an der Gesamtbevölkerung Transleithaniens (9,8 %). Somit steht das Deutschtum nach der Berufsverteilung den Magyaren näher als den anderen Nationalitäten (vgl. Gottas 1980: 365-366). Widmet man die Aufmerksamkeit der Intelligenz, aus der das Gros deutsch-schreibender Frauen stammte, dann bildete sie ca. 7 %. Sie bestand aus folgenden Berufsgruppen (nach Stärke aufgezählt): Beschäftigte in Unterricht und Erziehung, im Kirchendienst, auf dem Gebiet des öffentlichen Gesundheitswesens, in Verwaltung und Justiz, auf dem Gebiet der Literatur und Künste und in verschiedenen Vereinigungen (vgl. Gottas 1980: 372).⁷

Vergleicht man die demografische Entwicklung in der historischen Perspektive, dann stellt man zwischen dem Ende des 19. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts einen Rückgang fest. Der Anteil der Deutschen verminderte sich von 13,6 % 1880 auf 9,8 % 1910 (vgl. Ledvai 2002: 282, Gottas 1980: 365). Die absoluten Zahlen für die einzelnen Sprachinseln in der heutigen Slowakei werden auf 55.000 (50,4 %) für Preßburg/Bratislava, 42.000 (31 %) für das Hauerland

⁷ Alle Angaben beziehen sich auf Gesamtungarn.

und 45.000 (37 %) für die Zips geschätzt (vgl. Kováč 1991: 14, Gottas 1980: 349). Für den Rückgang des deutschen Elements waren mehrere Faktoren verantwortlich:

- niedrige Geburtenrate
- zunehmende Aussiedlung
- Assimilation v.a. durch Magyarisierung

Die Deutschen hatten den geringsten natürlichen Bevölkerungszuwachs unter allen Nationalitäten der ungarischen Reichshälfte. Im Gegensatz zu anderen Völkern beschränkten die deutschen Familien die Kinderzahl und hatten meist nur ein oder zwei Kinder.

Die zwei weiteren Faktoren hängen unmittelbar mit den Modernisierungs- und Zentralisierungstendenzen zusammen. Die Konkurrenz industrieller Waren machte das traditionelle Handwerk unrentabel und verdrängte die bürgerliche deutsche Handwerkschicht aus ihrer führenden Stellung im Wirtschaftsleben. Eine Krise diesbezüglich erlebten v.a. die Zipser Städte. Einen wirtschaftlichen Verfall erlebte auch die deutsche Bauernschaft in der Zips und im Hauerland im Zuge häufiger Missernten zwischen 1879-1897 und infolge des Niedergangs der Tierzucht. Veranlasst durch die prekäre wirtschaftliche Lage wanderten 8.000 Deutsche aus der Zips nach Übersee aus. Häufiger kam es aber zu einer Binnenmigration. 25.000 Zipser Deutsche zogen nach Budapest um (vgl. Hochberger 2003: 473–474). Budapest war wegen seines wirtschaftlichen Aufschwungs um die Jahrhundertwende und als kulturelles und administratives Zentrum ersten Ranges ein begehrtes Ziel, besonders für verarmte Handwerker, Kaufleute wie auch für die Intelligenz aus der Zips. Um gesellschaftlich nicht abzusinken, strebten viele Söhne deutscher Bürgerfamilien die Beamtenlaufbahn an oder ergriffen intellektuelle Berufe. Die Anwesenheit im Zentrum war damals wie heute ein Mittel zum weiteren sozialen Aufstieg dieser Schicht. Der Braindrain war so intensiv, dass im Kulturgedächtnis der Spruch „Der beste Exportartikel aus der Zips ist ein gebildeter Kopf“ erhalten blieb.

Ein weiterer Faktor des Rückgangs des Deutschtums in Ungarn war seine kulturelle Anpassung an die Herrschaftsschicht – Magyarisierung.⁸ Ihre Oszillation zwischen Freiwilligkeit und Zwang beschreibt der österreichische Historiker Friedrich Gottas treffend:

„Die Assimilation der Deutschen zum Magyarentum ist – zumindest anfänglich – ein durchaus freiwilliger Prozess, der auf einen breitgefächerten Komplex sozialer und psychologischer Motivationen zurückzuführen ist. Zweifellos wird dieser natürliche und spontane Vorgang – vor allem seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts – durch Magyarisierungsmaßnahmen des Staates – in erster Linie durch die Schulpolitik – noch beschleunigt und unterstützt“ (Gottas 1980: 353).

Konkretisiert man die psychologischen und sozialen Motivationen, so waren diese mit dem hohen Prestige der magyarischen Sprache und Kultur sowie mit den durch die Assimilation verbesserten Chancen zum sozialen Aufstieg verbunden. Das Magyarische umgab der Nimbus des Modernen, Liberalen und Edlen. Vor allem die Jugend begeisterte sich für die freiheitlichen Ideen der Magyaren, während sie alles, was in Wien seinen Ursprung hatte, für rückständig und reaktionär hielt. Die jungen Städter bevorzugten die magyarische Mode, kopierten das magyarische Wesen und legten sich magyarische Vornamen zu, lange bevor der Staat die Magyarisierung der Zunamen anordnete. Die Deutschen in Oberungarn wurden dadurch trilingual und verfügten über eine hybride kulturelle Identität. Der zeitgenössische deutsche Journalist Erasmus Schwab bringt es folgenderweise auf den Punkt:

⁸ Die deutschen Gäste (hospites) in der Zips bemühten sich zwar stets um ein friedliches Zusammenleben mit den anderen Ethnien. Jedoch schwankte ihre Akkulturationsstrategie im Mittelalter noch zwischen Separation (Bemühung um Sonderstellung) und Integration (vgl. Kováčová 2010: 143–146).

„(...) in oberungarischen Städten leben viele Menschen, die weder eigene Muttersprache noch Nationalität angeben können. Man kann sie für Slowaken erklären, die deutsche Namen haben, gern aber Magyaren wären“ (Schwab 1865: 359 zit. nach Mannová 2009: 385).

Die Magyarisierung war in manchen Fällen ein geschickter Schachzug, um aus dem Defizit der ungarischen Gesellschaft in punkto Mittelschichten, Unternehmertum, Bürgergesinnung Nutzen zu ziehen, häufig aber auch eine nur notwendige Anpassung an Existenznotwendigkeiten, die der damaligen Logik des Lebens entsprach. Wer einen gesellschaftlichen Aufstieg anstrebte, sich aus den bäuerlichen Verhältnissen zu lösen versuchte, wer sich in der nichtdeutschen Umgebung der größeren Städte als Industriearbeiter, Beamter, Gewerbetreibender, Kulturschaffender durchsetzen wollte, war „einem anonymen, einem strukturellen Zwang zur Anpassung, zur Magyarisierung“ (Schnödl 1995: 367) ausgesetzt.

Im letzten Viertel des 19. Jhs. wurden immer öfter staatliche Magyarisierungsmaßnahmen erlassen. Es handelte sich um die bereits erwähnte Magyarisierung von Eigennamen in staatlichen Matrikeln, Gründung magyarischer Bildungs- und Kulturvereine (FEMKE, Eötvös Kör u.a.) sowie um Gesetze und Verordnungen, v.a. Schulgesetze, die die sprachkulturellen Rechte der Nationalitäten beschränkten, teilweise sogar schwer verletzten. Die damalige Schulpolitik interpretiert Schnödl als „Ausdruck des Kampfes um die junge Generation unter Minderheiten“, dessen Ziel ihre „sprachlich-nationale Umpolung“ war (vgl. Schnödl 1995: 376). So wurde 1879 die ungarische Sprache als ein obligatorisches Lehrfach an Volksschulen eingeführt. Nicht-magyarische konfessionelle Schulen sahen in diesem Schritt eine Einschränkung ihrer Nationalrechte und Autonomie. Das Mittelschulgesetz von 1883 verlangte erweiterten Unterricht des Ungarischen an Gymnasien und Realschulen. Darüber hinaus mussten die Lehramtskandidaten ihre Abschlussprüfungen auf Ungarisch ablegen. Eine solche Gesetzgebung hatte einen Zuwachs von Schulen mit ungarischer Unterrichtssprache und den Abbau des nicht-ungarischen Schulwesens zur Folge, wie es Statistiken belegen. Während 1869 42,2 % der Volksschulen Ungarisch als Unterrichtssprache verwendeten, waren es 1890 53,5 %. Hingegen sank der Anteil der Schulen, in denen in einer nicht-magyarischen Sprache unterrichtet wurde von 47,3 % (1869) auf 29,4 %. Einen Unterricht in mehreren Sprachen wiesen 1890 10,5 % der Schulen auf, 1890 waren es 17 % (vgl. Pražák 2010: 237). Den Höhepunkt erreichte die Magyarisierung des Schulwesens in Lex Apponyi (benannt nach dem damaligen Schulminister Albert Apponyi) 1907. Das Gesetz schrieb vor, die Schülerschaft in den von Magyaren nicht besiedelten Regionen solle nach der Beendigung der vierten Klasse die ungarische Sprache in Wort und Schrift beherrschen. Der Unterricht des Ungarischen musste folglich auf Kosten anderer Fächer erweitert werden, bzw. wurden diese ab der 2. Klasse auf Ungarisch unterrichtet (Rechnen, Geschichte, Erdkunde, Bürgerkunde, Gesang vgl. Brosz 1992: 24). Dieser Vorgang hatte eine negative Auswirkung auf die Allgemeinbildung der SchülerInnen in nicht-magyarischen Regionen. Deutsch auch an deutschen konfessionellen Schulen konnte aufgrund dieses Gesetzes nur noch eine Stunde pro Woche als Fremdsprache unterrichtet werden.

Die Verstöße gegen die kulturellen und sprachlichen Rechte der deutschen Bevölkerung in Ungarn waren Anlass für eine Serie in Deutschland veröffentlichter kritischer Presseartikel. Die offizielle Politik des deutschen Kaiserreiches mischte sich zwar nicht ein⁹, aber an die Seite der Deutschen in Ungarn stellten sich etliche Vereine, v.a. der Deutsche Schulverein und der Alldeutsche Verband. 80 Persönlichkeiten der deutschen Kultur und Wissenschaft unterzeichneten einen offenen Brief gegen die Magyarisierung von Familien- und Ortsnamen. Der deutsche Schulverein unternahm eine Studienreise in die Zips, die jedoch bei den Einheimischen kaum

⁹ Bismarck und seine Nachfolger betrachteten einen starken zentralisierten ungarischen Staat als wichtigste Stütze des Zweistaatenbundes und unterstützten daher den ungarischen Zentralismus auch unter Hinnahme der nationalen Unterdrückung und Entnationalisierung der Deutschen in Ungarn (vgl. Kováč 1991: 222).

positiven Widerhall fand. Die ungarische Presse verurteilte diese Unternehmung als „pan-germanische Agitation“, in Zipser Gemeinden fanden von der Regierung inszenierte Proteste gegen die Behauptungen der deutschen Presse statt und im ungarischen Parlament protestierte der assimilierte Zipserdeutsche Otto Herman gegen die Einmischung in die inneren Angelegenheiten Ungarns (vgl. Chalupecký 1975: 105, Kováč: 1991: 21ff.).

Die Magyarisierung insbesondere in der Zips erreichte also erhebliche Erfolge, sodass der Heimatkundler Ernst Hochberger sie als „ein[en] nicht mehr auszugleichende[n] Aderlass“ bezeichnet (Hochberger 2003: 473). Die Zips blieb jedoch weiterhin multikulturell, nur die Einflussnahme des Deutschtums sank, während die der Magyaren und magyarisierten Bevölkerungsschichten wuchs. Daneben erlebte das slowakische Element eine rasche demografische Zunahme, blieb jedoch am stärksten in der Unterschicht und dem Kleinbürgertum vertreten (1880 D:48.169, SK: 96.274, HU: 3.526, 1910 D: 36.890, SK: 97.077, HU: 18.658; vgl. Brosz 1992: 26).

Infolge der Magyarisierungswelle sowie unter dem Einfluss anderer Nationsbildungsprozesse bei Nicht-Magyaren gab es auch bei den Ungarndeutschen Versuche der Selbstbesinnung. Das Ziel der Bestrebungen war, die in unterschiedlichen Gebieten Ungarns lebenden Deutschen zu vereinigen und so ihre Interessen effektiver politisch durchzusetzen. Die Trägerfigur in Oberungarn war der Publizist und Politiker Edmund Steinacker. Er bemühte sich im Wahlkreis Georgenberger/Spišská Sobota zu kandidieren, wurde jedoch von den magyarisierten Zipserdeutschen nicht genügend unterstützt, sodass schließlich ein gemeinsamer Kandidat von Ungarn und Deutschen das Mandat bekam. Steinacker wurde dann Abgeordneter für Siebenbürgen und gehörte 1875 - 1888 dem ungarischen Reichstag an. Bis zu seiner Zwangspensionierung kämpfte er für den Zusammenschluss des deutschen Bürgertums und die Beschleunigung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Modernisierung in Transleithanien. 1906 beteiligte er sich an der Gründung der Ungarländischen Deutschen Volkspartei. Ab 1907 wurde Steinacker Konfident (Vertrauter) im Beraterkreis des Thronfolgers Franz Ferdinand und beteiligte sich an Überlegungen zu einer antidualistischen Reichsreform (vgl. Brosz 1992: 27-28, Gottas 1980) Seine Politik fand allerdings keine breite Unterstützung in den oberungarischen deutschsprachigen Regionen.

3. Bürgerliche Frauen, ihre Stellung, Erziehung und Bildung

Auf die Stellung der Frau im letzten Viertel des 19. Jhs. in Ungarn wirkten noch mittelalterliche Vorstellungen über eine „natürliche“, „gottgegebene“ Unterlegenheit der Frauen gegenüber den Männern. Insbesondere konservative Kreise bedienten sich weiterhin dieser Argumentation, die sie nun – in der Zeit der Moderne – als medizinisch und biologisch belegt, ansahen.¹⁰ Das konventionelle Frauenbild war nach wie vor von Eigenschaften wie überwiegender Emotionalität, Absenz rationalen Denkens, Hang zur Schwäche und Unstabilität sowie psychischer Labilität (vgl. Dudeková 2011: 94ff.) geprägt. Das Bild des Mannes wurde als Gegenpol zum Frauenbild entworfen. Die stereotype Attribuierung von Geschlechtern wurde auch in die soziale Sphäre übertragen und mündete in die Theorie geteilter Wirkungsbereiche. Den Männern war die Wirkung in der Öffentlichkeit vorbehalten, den Frauen die Rolle der Hausfrau zugewiesen. Der Mann war Familienernährer und Vollbürger, die Frau Hüterin des Familienherdes, deren Reich sich zu Hause erstreckte. Man ist davon ausgegangen, dass die Frau körperlich wie geistig für die Mutterschaft geschaffen ist. Ihrer biologischen Prädestinierung hatte auch ihre soziale Rolle

¹⁰ Zu den schrägsten Auswüchsen eines mit biologischen Termini arbeitenden Antifeminismus in der Donaumonarchie gehörte Otto Weininger mit seinem Werk *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung* (Näheres s. Johnston 2006: 169 ff.).

zu entsprechen. Die mütterliche Fürsorge war ihre natürliche Hauptaufgabe in der Familie. In adeligen und gutbürgerlichen Kreisen war daneben auch gesellschaftliches Engagement im Sinne einer „erweiterten Mutterschaft“ angesagt. Die erweiterte Mutterschaft bezog sich einerseits auf die öffentliche Fürsorge für Schwächere, Kranke und Arme, also jegliche Wohltätigkeit, andererseits auf die Religiosität, aufgefasst als transzendente Fürsorge für das Wohl der Nächsten in diesseitigen und jenseitigen Angelegenheiten (vgl. Mannová 2011: 177ff.).

Gesellschaftliche Veränderungen im letzten Viertel des 19. Jhs. führten jedoch zur Umwertung der traditionellen Rolle der Frau und riefen einen Diskurs über höhere Mädchenbildung hervor. Kodajová (2011) nennt folgende Gründe:

- Aufhebung der Standesgesellschaft;
- legislative Veränderungen: z.B. Einschränkung der Befugnisse von Vätern und Ehegatten gegenüber Töchtern bzw. Gattinnen, Aufhebung der Unterhaltspflicht für Eltern gegenüber volljährigen Kindern, was das Nachgehen einer bezahlten Arbeit der Frauen förderte;
- Durch die demografische Entwicklung kam es zu einer Überzahl an Frauen, sodass man nicht mehr auf die Versorgung aller Mädchen durch Heirat hoffen konnte. Unverheiratete „überflüssige“ Frauen wurden somit zu einem sozialen Problem, dessen Lösung man durch strukturelle Unterstützung der Mädchenbildung und Frauenbeschäftigung beabsichtigte;
- Professionalisierung der Arbeit, die die Forderung einer fachlichen Qualifikation zur Berufsausübung mit sich brachte.

Um 1900 konnten die Mädchen nach der Volksschule eine breite Palette weiterbildender monoedukativer, d.h. geschlechtsspezifischer Schulen besuchen. In Abbildung 1 werden die Bildungsmöglichkeiten für Mädchen im ungarischen Schulsystem übersichtlich dargestellt.

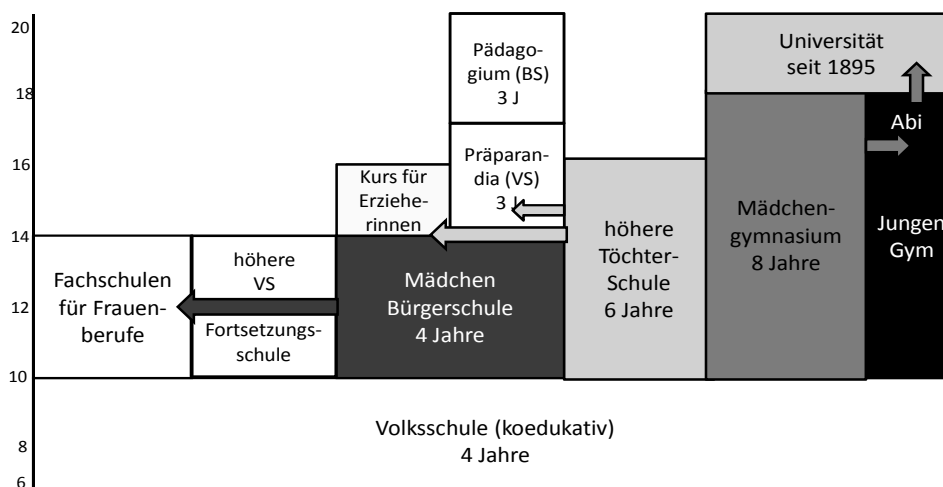


Abb. 1: Bildungsmöglichkeiten für Mädchen in Ungarn

Die heutigen Sekundarstufen I und II waren in der Mädchenbildung durch höhere Volksschulen für Mädchen, Mädchenbürgerschulen, höhere staatliche Töchterschulen, Mädchengymnasien, Fachschulen für Frauenberufe, Handelsschulen, polytechnische Schulen, Kurse für Erzieherinnen, Präparandien (Anstalten für die Ausbildung von Volksschullehrerinnen) und eine Kunst-

schule abgedeckt. Die meisten Schultypen hatten ihre Pendanten in der Schulbildung für Jungen. Allerdings reduzierte man an Mädchenschulen die Curricula für Naturwissenschaften, orientierte den Sprachunterricht praktischer (statt klassischer Sprachen wurde Französisch – als Sprache der gehobenen gesellschaftlichen Konversation – gelehrt) und führte besondere „Frauenfächer“ ein (Handarbeit, Hausarbeiten, Haushaltsführung usw.). Seit 1895 wurden junge Frauen in Ungarn auch zum Studium an der Philosophischen und Medizinischen Fakultät (Kinder- und Frauenmedizin) zugelassen. Allmählich erhielten Frauen Zugang auch zu weiteren Fakultäten.¹¹ Zwischen der Sekundarstufe II und dem Universitätsstudium sind die Pädagogien, Vorläufer heutiger Pädagogischer Fakultäten einzuordnen. Ausgebildet wurden dort künftige Lehrer für höhere Volks-, Bürger- und Töchterschulen (vgl. Dudeková 2011: 102, Kodajová 2011: 153-158, Schubert 1976: 284-292).

Wie sah der Lebensweg eines deutschen bürgerlichen Mädchens mit literarischen Ambitionen Ende des 19. Jahrhunderts aus? Die bisherige Forschung in den Leutschauer Archiven hat zur Beantwortung dieser Frage keine Primärquellen in Form von Tagebüchern oder Korrespondenz erbracht, gefunden wurden hingegen Fonds zu Bildungsinstitutionen. Eine Rekonstruktion ist nur anhand des Archivmaterials aus Schulen und zusätzlicher Sekundärliteratur zur Sozial- und Frauengeschichte im 19. Jahrhundert (vgl. Abramsová 2005, Bude 2009), anhand der Forschung über schreibende Frauen (vgl. Hacker 2007) sowie anhand von Biographien der einzelnen Autorinnen (vgl. Glosíková 1995, Meyer 2001, Rudolf – Ulreich 1988) möglich. Entsprechend den spärlichen Quellen sind folgende Ausführungen verallgemeinernd. Für individuelle Schicksale literarisch tätiger Frauen haben sie nur den hypothetischen Charakter eines Modells.

In bürgerlichen Kreisen, aus denen die deutschschreibenden Autorinnen aus dem Gebiet der heutigen Slowakei fast ausnahmslos stammten, erfuhren die Bürgertöchter schnell, dass ihr Bestimmungsort die Familie wird. Anders als Knaben durften Mädchen den schützenden Familienraum nur selten verlassen. Durch Mutters Vorbild wurden sie mit ihrer „Berufung“ als Mutter, Haushälterin und Gastgeberin schon früh bekannt gemacht. Unterstützt wurde dieses Erziehungsziel durch Spielzeug wie Puppen, Puppenstuben und Küchenutensilien en miniature (vgl. Bude 2009: 33ff.).

Mit sechs Jahren wurden die Mädchen eingeschult. Das Bild einer evangelischen deutschen Schule in der Zips blieb uns von Marína Ormisová erhalten, die das Schuljahr 1873/74 in Matzdorf/Spišské Matejovce verbrachte.¹² Unterrichtet wurden dort 80 Schüler in vier Klassen. Den Lehrkörper bildeten zwei Pädagogen. Die Ausstattung der Klassenräume bestand aus einer Tafel, einem Lehrerpult, einem Bücherregal und einem Harmonium. Ein Lehrbuch gab es nur für das Fach Deutsch. Die Schüler führten fünf Hefte für die Fächer deutsche Grammatik, Rechnen, Erdkunde, Naturkunde und Kirchengeschichte, außerdem hatten sie ein Liederheft. Jede Woche gab es jeweils zwei Stunden Klavierspiel, Gesang und Zeichnen (vgl. Ormis 1979: 96-98). Die Volksschule dauerte sechs Jahre, aber bereits nach dem vierten Schuljahr war ein Wechsel an eine Mädchenbürgerschule oder an eine höhere staatliche Töchterschule möglich.

Über die weitere Schullaufbahn der Autorinnen ist uns außer im Falle von Elsa Graulich, die eine höhere Töchterschule in Preßburg/Bratislava besuchte, wenig bekannt. Vier der untersuchten Verfasserinnen, Margarethe Ehlers, Inez Kinzler, Emma Seltenreich und Karoline Schmid-Fasser wurden Lehrerinnen oder Erzieherinnen. Von anderen fehlen uns Angaben über ihre berufliche Tätigkeit. Deswegen wird im folgenden Absatz der Schulweg zum Beruf der Lehrerin oder Erzieherin verfolgt. Dieser führte entweder durch eine vierjährige Mädchen-

¹¹ 1907 studierten an der Juristischen Fakultät in Budapest bereits 200 Frauen (vgl. Dudeková 2011: 102).

¹² In der zweiten Hälfte des 19. Jhs. pflegte man, Kinder zu Sprachlernaufenthalten in andere Komitate zu schicken, um sie mehrsprachig zu machen, was im Ungarischen Königreich für Adelige und das (Bildungs-)Bürgertum lebensnotwendig war. Aus diesem Grund verbrachte Marína Ormisová, ein Schuljahr in der deutschsprachigen Umgebung in der Zips.

bürgerschule (Bürgerschulen für Jungen dauerten im Gegensatz dazu sechs Jahre) oder durch eine höhere Töchterschule. Während sich eine Mädchenbürgerschule nach der Anordnung von 1874 in jeder größeren Stadt befinden sollte, gab es höhere Töchterschulen nur in fünf Städten in Oberungarn: in Trentschin/Trenčín 1877, Leutschau/Levoča 1879 (?)¹³, Neusohl/ Banská Bystrica 1883, Preßburg/ Bratislava 1883 und Kaschau/Košice 1892.¹⁴ In der Umgebung von vier dieser Städte sind die untersuchten Autorinnen aufgewachsen, was die Wahrscheinlichkeit des Besuchs einer solchen Schule erhöht.

Am Modell der Leutschauer Schule wird anhand des Archivmaterials der Charakter dieser Schulen beschrieben. Eine Mädchenschule wurde von der Stadt und der Evangelischen Kirche bereits 1874 betrieben. Diese Schule mit der Unterrichtssprache Deutsch war die Vorläuferin der späteren *Leutschauer ungarischen königlichen staatlichen höheren Töchterschule*, wie der volle Titel der Schule hieß. Das Ziel beider Schulen war die Erziehung idealer kultivierter Gemahlinnen für studierte Beamte und die gut situierte Bourgeoise.

Die Akzente der Bildung waren diesem Ziel angepasst. Die Curricula umfassten im Grunde vier Gebiete: Sprachen, Kunsterziehung, Naturwissenschaften und Fächer, die „weibliche“ Kenntnisse vermitteln sollten. In den naturwissenschaftlichen Fächern Erdkunde, Naturkunde, Physik, Chemie, Mathematik und Geometrie erhielten die Mädchen eher nur Grundkenntnisse.

Im Vergleich dazu war der Sprachunterricht besser – sogar besser als an heutigen Mittelschulen – ausgebaut. Die jungen Fräulein konnten vier Sprachen lernen - Ungarisch, Deutsch, Französisch und fakultativ Englisch. Der umfangreiche Fremdsprachenunterricht eröffnete den Frauen, die das literarische Feld betreten wollten, die Möglichkeit, als Übersetzerin einzusteigen oder ihre literarische Tätigkeit in diesem Bereich zu erweitern. Diese Chance nutzte Bertha Katscher, die u.a. aus dem Englischen und Ungarischen übersetzte und sowohl ungarisch wie deutsch publizierte. Zweisprachig – deutsch wie ungarisch – schrieb auch die Leutschauerin Emma Seltenreich.

Viel Aufmerksamkeit wurde dem künstlerischen Bereich gewidmet. In den Curricula figurierten Fächer wie Zeichnen, Gesang und Schönschrift. Zusätzlich wurden im Schuljahr 1915/16 noch Kurse in Malerei und Kunstgewerbe angeboten und im Internat gab es Klavierunterricht. An Töchterschulen pflegte man überdies eine elegante Körperhaltung, Geschmacksbildung, Selbstbeherrschung, Keuschheit und Übungen in weiteren Tugenden. Schließlich sollten die Absolventinnen durch ihr geschliffenes Auftreten jede Gesellschaft schmücken, Zierde des Elternhauses und nachher des Gemahls sein.

Auf die Rolle der Mutter und Ehefrau sollten auch die Schulfächer Frauenhandarbeiten, Haushaltsführung und Pädagogik vorbereiten. Darüber hinaus machte die Einführung in Pädagogik auf Berufschancen als Erzieherin und Lehrerin aufmerksam. Die Curricula an höheren Töchterschulen ergänzten noch Religion, Geschichte und Sport.

Die Dauer der Ausbildung an einer höheren Töchterschule betrug anfangs sechs Jahre (in Leutschau wurde die sechste Klasse im Schuljahr 1885/86 eröffnet) in den 90-er Jahren sollten höhere Töchterschulen um zwei Jahre erweitert werden und eine achtjährige Ausbildung anbieten (Eine solche Reform ist im Leutschauer Archivmaterial aber nicht belegt). Die Klassenstärke schwankte nach Klassenbüchern vom Schuljahr 1900/1901 zwischen 15 und 25 Schülerinnen. Gut besucht waren die ersten vier Klassen, in den oberen zwei Klassen reduzierte sich die Zahl der Lernenden fast um die Hälfte.

¹³ Kodajová (2006) gibt als Gründungsjahr 1879, Materialien im Fond des Archivs des Zipser Komitats belegen das erste Schuljahr seit 1881.

¹⁴ Außerdem gab es 13 private Schulen für Mädchen, die in oberungarischen Komitaten tätig waren. Acht davon hatten ihren Sitz in Preßburg/Bratislava, zwei in Tyrnau/Trnava, eine in Sohl/Zvolen und zwei in Kaschau/Košice. (vgl. Kodajová 2006: 292)



Abb. 2: Ein Klassenfoto aus der Leutschauer ungarischen königlichen staatlichen, höheren Töchterschule 1906.

Die Schülerschaft setzte sich aus Familien von Beamten, Gutsbesitzern und Handwerkern zusammen. 1881-85 lernten an der Leutschauer Schule 169 Töchter von Gutsbesitzern, 628 Mädchen aus Beamtenfamilien, 331 Töchter von Handwerkern und 8 Mädchen kamen aus Familien von Bediensteten. Alle Schülerinnen hatten die ungarische Nationalität angegeben. Das Einzugsgebiet der Schule waren Zipser Städtchen und Dörfer (Leutschau/Levoča, Kesmark/Kežmarok, Zipser Neudorf/Spišská Nová Ves, Zipser Bela/Spišská Belá, Kirchrudrauf/Spišské Podhradie, Göllnitz/Gelnica, Deutschendorf/Poprad u.a.) vereinzelt auch die Komitate Scharosch/Šariš, Liptau/Liptov, Gömör/Gemer und Budapest.¹⁵ Schülerinnen aus entfernten Orten konnten in einem Internat wohnen. Es war eine Eigeneinrichtung der Schule, die durch den Staat finanziell nicht unterstützt wurde. Interessant an der Hausordnung des Leutschauer Internats war, dass dort neben Ungarisch und Deutsch auch Französisch und Englisch als Kommunikationssprachen erlaubt waren (ŠA Levoča/Staatsarchiv Leutschau, SŽ/Archiv von Zipser Komitat, Štátna vyššia dievčenská škola v Levoči /Staatliche höhere Töchterschule in Leutschau, Inventarnr. 46-49, Triedne katalógy 1900-1901, vgl. Suchá 1970).

Der nächste Schritt zur Laufbahn der Erzieherin führte durch einen zweijährigen Kurs, den die Anwärterinnen nach der Bürgerschule oder nach der vierten Klasse der höheren Töchterschule absolvieren konnten. Absolventinnen konnten als Kindergärtnerinnen lebenslang eingestellt werden. Bedingung war die Beherrschung der Staatsprache, das Gehalt betrug 1100-2200 Kronen jährlich (Schubert 1976: 282-285).

Mädchen, die den Beruf Volksschullehrerin wählten, schrieben sich in sog. Präparandien ein. Eine solche Anstalt existierte seit 1819 in der Zipser Kapitel – zuerst natürlich nur für männ-

¹⁵ Unter Geburtsorten findet man aber auch Žabokreký nad Nitrou, Lizenz/Lučenec, Gásc/Halič, Fünfkirchen/Pécs, Mischkolz/Miskolc, Ózd, Kronstadt/Braşov, Marmarosch/Maramureş, Nyírbátor, Debrecin/Debrecen u.a. Als Wohnort wird aber dann Leutschau/Levoča angeführt. Es handelte sich wohl um Töchter höherer Beamten im Staatsdienst, die während ihrer Karriere in verschiedenen Komitaten eingesetzt wurden. Oft wurde bei solchen Mädchen auch jüdische Religionszugehörigkeit vermerkt, was auf eine relativ hohe Mobilität jüdischer Familien hinweist (ŠA, SŽ, Štátna vyššia dievčenská škola v Levoči, Inventarnr. 46-49, Triedne katalógy 1900-1901)

liche Lehramtskandidaten. 1852-1879 waren die Unterrichtssprachen Deutsch¹⁶ und Slowakisch, seit 1879 setzte man Ungarisch durch. Ebenso wie auf der Sekundarstufe I war der Unterricht geschlechtsspezifisch. Der Unterricht für Schülerinnen bestand aus einer eher praktisch ausgerichteten Naturkunde, „weiblichen“ Fächern wie Haushaltsführung, Hausarbeiten und Frauenarbeiten und Gesang (Orgelspiel stand auf dem Lernplan nur für männliche Lehramtskandidaten). Geschlechtsunspezifische Fächer waren: Religion, Ethik, Pädagogik, Didaktik, Methodik, Erdkunde, Geschichte, Muttersprache, Ungarisch, Deutsch, Schönschrift, Wirtschaftswissenschaften mit Übungen, Verfassung, Arithmetik, Geometrie, Zeichnen und Sportdidaktik. Eine Selbstverständlichkeit stellte auch ein Praktikum an einer Trainingsschule dar. Das Studium am Präparandium dauerte drei Jahre (vgl. Schubert 1976:290-292).

Nach diesen höchstens elf Jahren endete wohl die Schulbildung der meisten untersuchten Autorinnen (Elsa Grailich studierte allerdings – wenn auch im fortgeschrittenen Alter – Anglistik und Germanistik an der Comenius-Universität in Bratislava und erreichte mit 72 Jahren das Diplom). Die Mädchen kehrten dann ins Elternhaus zurück und verbrachten ihre Zeit mit dem Warten auf ihre Heirat. In dieser Zeit wurden sie bei gesellschaftlichen Anlässen „vorgeführt“, um ihre Beschlagenheit zu zeigen und die Aufmerksamkeit der Männer auf sich zu ziehen. Außerdem vertieften sie ihre praktischen Fertigkeiten in Haushaltsführung und Kochen. Die Jahre als „Wartemädchen“ galten als monoton (vgl. Bude 2009: 33ff.). Hacker stellte fest, dass die ersten Schreibversuche von deutschen Autorinnen gerade in diese Zeit fallen, da die jungen Frauen versuchten, die Leere in ihrem Leben durch literarische, aber auch andere künstlerische Betätigungen zu füllen (vgl. Hacker 2007: 61). Diese Versuche fanden wohl nur im privaten Rahmen statt. Der Weg zu selbstständigen Veröffentlichungen „künstlerischer Prosa“ führte durch Abdrucke kürzerer Arbeiten in der Presse. So schrieb Bertha Katscher anfänglich Skizzen und Berichte über Leben und Kultur fremder Völker (sie verbrachte ihre Kindheit in der Herzegowina und in der Türkei und war auch später mit ihrem Ehemann viel unterwegs), Kritiken, Rezensionen und Feuilletons; Emma Seltenreich verfasste Berichte über das Geschehen in ihrer Heimatregion Zips; Elsa Grailich, engagierte Sozialdemokratin, setzte politische Artikel auf, Margarethe Ehlers fing mit einem didaktischen Theaterstück bei der Karpathen-Post an. Die ersten selbstständigen Publikationen veröffentlichten oberungarische Verfasserinnen frühestens mit 27 Jahren - Bertha Katscher. Emma Seltenreich gab ihren Erstling mit 37 und Therese Schrörer sogar erst mit 62 heraus (vgl. Glosíková 1995, Rudolf – Ulreich 1988)

Bei sechs der acht Autorinnen, die um 1900 in Oberungarn auf Deutsch schrieben, lassen sich biographische Vermerke finden, die suggerieren, dass sie standesgemäß geheiratet haben (Margarethe Ehlers (geb. Faix), Cäcilie Jacobs Szamovolsky-Mohr, Bertha Katscher (geb. Katscher), Inez Kinzler (geb. Scholz), Therese Schrörer (geb. Langwieser) und Karolina Schmid Fasser). Die zwei Ausnahmen, zu denen die Angaben fehlen, stellen Elsa Grailich und Emma Seltenreich dar. Da sie aber ihre Mädchennamen bis zum Tode behielten, ist anzunehmen, dass sie ledig blieben (vgl. Rudolf – Ulreich 1988). Die weiteren Schicksale dieser deutschschreibenden Frauen bekamen immer mehr individuelle Züge, die in einer gemeinsamen Skizze zu kurz kämen. Deswegen werden ihnen in der weiteren Forschungsarbeit Einzelstudien gewidmet.

¹⁶ Kurz vor dem Zerfall Österreich-Ungarns gab es insgesamt 15 staatliche und kirchliche Präparandien auf dem Gebiet der heutigen Slowakei. Allerdings ist Deutsch als Unterrichtssprache – auch wenn nur in einem kurzen Zeitraum – allein am erwähnten Zipser Präparandium belegt (Schubert 1976: 291).

4. Zusammenfassung und Ausblick

In der vorgelegten Studie wurde versucht, die grundlegenden Determinanten des literarischen Schaffens und der journalistischen Produktion deutschschreibender Frauen in Oberungarn um 1900 zu erläutern. Dies umfasste die Beschreibung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Ungarn im letzten Drittel des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Die Entwicklung in Ungarn, damals schon Transleithanien, war durch zwei Bestrebungen gekennzeichnet: durch Modernisierung und Zentralisierung. Die östliche Hälfte der Donaumonarchie transformierte sich von einem agrarischen zu einem agrarisch-industriellen Staat, von einer feudalen zu einer bürgerlichen Gesellschaft. Die Zentralisierungstendenzen zeigten sich in der Wirtschaftspolitik ebenso wie in der Nationalitätenpolitik. Das Hauptmerkmal der letzteren war eine zunehmende Magyarisierung.

Des Weiteren wurden die semantischen Teile des Syntagmas „deutschschreibende Frauen“ – „deutschschreibend“ und „Frauen“ besprochen. Die Geschichtsforschung wies nach, dass Deutschschreibende eine ethnisch bunte Mischung darstellten, zu der nicht nur autochthone Ungarn-Deutsche, sondern auch Juden gehörten. Darüber hinaus war ein Großteil deutscher Muttersprachler in Oberungarn mehrsprachig und verfügte über eine multiple kulturelle Identität. Das Deutschtum in Oberungarn war im 19. Jh. bekannt durch seine patriotische Gesinnung und regionale Verbundenheit. Diese äußerte sich in der Mehrsprachigkeit der Veröffentlichungen einiger Autorinnen (Katscher, Seltenreich) wie auch in der Oszillation zwischen regionalen und universellen Aspekten im Sprachgebrauch – Mundart (Margarethe Ehlers) vs. Hochsprache – sowie in der Themenwahl.

Das Ideal der Weiblichkeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts prägte weiterhin die Betonung der Mutterrolle der Frau. Die Frau sollte zum Wohl der Nächsten opferbereit sein und eigene Wünsche zurückstellen. Güte, Liebenswürdigkeit, Gefühl, aber auch Passivität und Irrationalität waren weitere stereotype Frauenattribute. Dies projizierte man auch in die Erziehung und Bildung, in denen der schöngeistige Bereich dominierte. Entschieden sich die bürgerlichen Töchter für eine Erwerbstätigkeit, so galten der Beruf der Lehrerin oder Erzieherin (erweiterte Mutterchaft) oder eventuell eine künstlerische Laufbahn als angemessen. Vier der acht untersuchten Autorinnen (Ehlers, Kinzler, Seltenreich, Schmid-Fasser) widmeten sich einer pädagogischen Tätigkeit. Ob die anderen Frauen von ihrer literarischen oder journalistischen Arbeit leben konnten, oder ob sie einen anderen Beruf ergriffen bzw. vom Ehemann versorgt wurden, ist in diesem Forschungsstadium schwer einzuschätzen.

Im Allgemeinen weiß man sehr wenig über die Hintergründe ihrer literarischen Produktion und Publizistik. Was war ihre Motivation zum Schreiben? Woher haben sie die Anregungen genommen? Wie waren sie im Milieu des Bildungsbürgertums integriert? Welche Möglichkeiten bot das literarische Feld in Oberungarn den Frauen (Zugang zur Literatur und Presse, Engagement in Lesekreisen, Möglichkeiten zur Veröffentlichung)? Welche Strategien haben die Autorinnen genutzt, um ihre Texte in Zeitungen und auf dem literarischen Feld durchzusetzen? Für welchen Leserkreis haben sie genau geschrieben? Wie wurden ihre Werke rezipiert? Das sind alles Fragen, mit deren Beantwortung sich die weiteren Untersuchungen befassen müssen.

Literaturverzeichnis

- Brosz, Paul (1992): Das letzte Jahrhundert der Karpatendeutschen in der Slowakei. Stuttgart: Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei.
- Bude, Gunilla (2009): Blütezeit des Bürgertums. Bürgerlichkeit im 19. Jh. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Chalupecký, Ivan (2005): Levočské spolky do roku 1918. In: Novotná Mária (Hg.): Pohľady do minulosti: Zborník prednášok z histórie, 95–107. Levoča: Slovenské národné múzeum – Spišské múzeum v Levoči.
- Dudeková, Gabriela (1998): Dobrovoľné združovanie na Slovensku v minulosti. Bratislava: SPACE - Centrum pre analýzu sociálnej politiky.
- (2011) Diskurz o poslaní vzdelaných žien pred a po roku 1918. In: Dudeková, Gabriela et al. (Hg.): Na ceste k modernej žene. Kapitoly z rodových vzťahov na Slovensku. Bratislava: Veda, 94–116.
- Ďurková Mária (2007) História nemeckého osídlenia na území Slovenska 1 do začiatku 19. storočia. In: Človek a Spoločnosť (online-Zeitschrift) Vol. 10/2.
- Glosíková; Viera (1995) Handbuch der deutschsprachigen Schriftsteller aus dem Gebiet der Slowakei (17.–20. Jahrhundert). – Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Gottas, Friedrich (1980): Die Deutschen in Ungarn. In: Wandruszka, Adam/ Urbanitsch, Peter (Hgg.): Die Habsburgische Monarchie 1848-1918, Bd. 3., 340–410. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Hacker, Lucia (2007): Schreibende Frauen um 1900. Rollen – Bilder – Gesten – Berlin: Lit.
- Hochberger, Ernst (2003): Das große Buch der Slowakei. 3000 Stichworte zur Kultur, Kunst, Landschaft, Natur, Geschichte, Wirtschaft. – Kežmarok: Vivit.
- Johnston, William M. (2006): Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Wien: Böhlau.
- Kodajová, Daniela (2006): Vzdelanie dievčat – možnosti a limity uplatnenia. In: Čadková, Kateřina/ Lenderová, Milena/ Straníková, Jana (Hgg.): Dějiny žen aneb Evropská žena od středověku do 20. století v zasetí historiografie, 291–302. Pardubice: Univerzita Pardubice.
- (2011): Odborné vzdelávanie ako predpoklad a prostriedok emancipácie. In: Dudeková, Gabriela et al. (Hg.): Na ceste k modernej žene. Kapitoly z rodových vzťahov na Slovensku, 149–175. Bratislava: Veda 2011.
- Kontler, László (2001): Dějiny Maďarska. Praha: Lidové noviny.
- Kósa, László (1998): Adelige Mentalität – bürgerliche Mentalität. Alltagsleben in Ungarn, 19. Jahrhundert. In: Hungaria Studies Vol.13/1, 27–55.
- Kováč, Dušan (1991): Nemecko a nemecká menšina na Slovensku (1871–1945). Bratislava: Veda.
- Kováčová, Michaela (2010): Zu den interkulturellen Beziehungen zwischen Deutschen und anderen Ethnien in der Zips im Mittelalter. In: Pásonová, Mária/ Puchalová, Ingrid (Hgg.): Nemecké nárečia na Slovensku. Deutsche Mundarten in der Slowakei, 131–147. Košice: UPJŠ, Filozofická fakulta.
- Lendvai, Paul (2002): Tisíc let maďarského národa. Praha: Academie.
- Lipták, Ľubomír (1998): Slovenská otázka v 20. storočí. – Bratislava: Kalligram.
- Mannová, Elena (2009): Hornouhorskí Nemci v „dlhom“ 19. storočí. In: Kiliánová, Gabriela/ Kowalská, Eva/ Krekovičová, Eva (Hgg.): My a tí druhí v modernej spoločnosti, 371–392. Bratislava: Veda.
- (2011): Mužské a ženské svety v spolkochoch. In: Dudeková, Gabriela et al. (Hg.): Na ceste k modernej žene. Kapitoly z rodových vzťahov na Slovensku, 175–195. Bratislava: Veda.
- Meier, Jörg (2001): Deutschsprachige Schriftstellerinnen des 18. - 20. Jahrhunderts aus dem Gebiet der heutigen Slowakei. – In: Hörner, Petra (Hg.): Vergessene Literatur – ungenannte Themen deutscher Schriftstellerinnen, 241–262. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Ormis, Ján Vladimír (1979): Marina Ormisová spomína. Martin: Osveta.
- Piirainen, Ilpo Tapani (1995): Bairische und ostmitteldeutsche Elemente in der Zips/Spiš. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. – In: Lerchner, Gotthard/ Schröder, Marianne/ Fix, Ulla (Hgg.): Chronologische, areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie. Festschrift für Rudolf Große, 297–303. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Rudolf, Richard (2010): Dějiny Uher a Maďarska v datech. – Praha: Libri.
- Rudolf, Rainer/ Ulreich, Eduard (Hg.) (1988): Karpatendeutsches Biographisches Lexikon. – Stuttgart: Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei.

- Schnödl, Günter (1995): Am Rande des Reiches, am Rande der Nation. Deutsche im Königreich Ungarn (1867-1914/18). – In: Schnödl, Günter (Hg.) Deutsche Geschichte im Osten Europas. Land an der Donau, 349–454. Berlin: Siedler Verlag.
- Schubert, Jozef (1976): Školstvo, výchova a pedagogika na Slovensku v rokoch 1867–1918. – In: Mátej, Jozef (Hg.): Dejiny českej a slovenskej pedagogiky, 282–321. Bratislava: SPN.
- Suchá, Zuzana (1970): Stredné školy na Spiši I. Združený inventár. Levoča: Štátny archív v Levoči (unveröffentlicht)
- Škvarna, Dušan et al (1997): Lexikón slovenských dejín. – Bratislava: SPN 1997.

Bildquellen

http://www.locseitemeto.eoldal.hu/fenykepek/8-arcke_pcsarnok/csoportkepek/